

St. Pauli Hafensstraße

von Ralf Zander, Hamburg

1982, im Aufenthaltsraum der Davidwache:

„Was? Sprechverbot? Wir dürfen uns nicht mehr mit Harry unterhalten?“

Herbert war so ungehalten wie Frank: „Wo gibt’s denn so was? Harry ist mein Freund! Das lass’ ich mir doch nicht verbieten!“

Schichtführer Guschi Sosna wurde dienstlich: „Jetzt passt mal auf. Ich finde das ja auch blöd, aber es kommt vom Chef. Rieland sagt, Harry ist vom Dienst suspendiert worden. Warum, weiß ich auch nicht. Die Interne Ermittlungsgruppe verlangt von uns die strikte Einhaltung des Redeverbots. Noch was. Harrys Frau, die ist, wie ihr wisst, bei der weiblichen Schutzpolizei. Sie wurde zwar nicht suspendiert, musste aber sofort Zwangsurlaub nehmen, um die Ermittlungen nicht durch Insiderwissen zu gefährden. So, das ist nun der Sachverhalt.“ Guschi genoss in seiner Schicht hohes Ansehen. Trotzdem, Axel war weiterhin aufgebracht: „Das ist doch ’ne Frechheit, dieser Befehl! Die soll’n uns erstmal sagen, was los ist mit Harry. Hat ja wohl keinen umgebracht, sonst wär’ er längst in U-Haft.“

Die Kollegen der D-Schicht waren sich fast ausnahmslos einig; auf Harry ließen sie nichts kommen. Er war nicht nur ein hundertprozentiger Polizist, sondern auch ein super Kumpel. Einer, der mit jedem klarkam. Das alles konnte nur ein Irrtum sein, wie es oft bei der Polizei vorgekommen war. Fast jeder Streifenpolizist der Davidwache war bereits einmal oder in mehreren Fällen von der Internen Ermittlungsgruppe, kurz: DIE genannt, wegen angeblicher Beleidigung, Körperverletzung im Amt oder anderer Beschuldigungen vorgeladen und verhört worden, weil Festgenommene bzw. in Gewahrsam genommene Personen sauer auf die durchführenden Polizisten waren, oder einfach nur, weil einige mit den polizeilichen Maßnahmen nicht befriedigt werden konnten. Die Interne Ermittlungsgruppe unterstand direkt dem Staatsrat der Behörde des Inneren. Ihre Aufgabe war die Verfolgung von Amts- und Korruptionsdelikten, und sie bestand aus fähigen Kriminalbeamten, die bei Anzeigen gegen Behördenbedienstete prüfte, ob ein Straftatbestand vorlag. Mit dem fiesem Spruch: „Eine Krähe hackt der anderen keine Augen aus“, war es also nichts.

Frank Matten konnte sich nicht vorstellen, dass sich dieser von seinem Beruf überzeugte Polizist strafbar gemacht haben könnte, außer, dass er vielleicht mal in einem Sex-Lokal eine Whisky/Cola „für nass“ getrunken oder einen Heiermann, das heißt: Ein Fünfmärkstück für die Schichtkasse angenommen hatte. Harry war erst seit sechs Jahren Schutzmann auf St.

Pauli, hatte sich jedoch sofort ins Team der D-Schicht integriert, gehörte zu ihnen. Er besaß einen trockenen Humor, konnte nach Schichtende beim Kartenspielen gut mithalten, egal, ob es sich um Skat, Klabberjass oder das beliebte Doppelkopfspiel handelte. Mit anderen Worten; er war smart, wie die Amerikaner einen intelligenten, anpassungsfähigen Menschen bezeichnen würden. Schon nach relativ kurzer Zeit setzte Ludwig Rieland, Chef der Davidwache, ihn als Zivilfahnder ein, Arbeitsgebiet: Illegales Glücksspiel, das hauptsächlich griechische Betreiber behördlich zugelassener Spielkasinos betrieben. In diesem Metier kannte sich Harry bestens aus, ob es sich dabei um Verstöße gegen die amtlichen Weisungen, der so genannten „Unbedenklichkeitsbescheinigung“ handelte oder um andere Rechtsverstöße. So durfte beispielsweise der Roulettekessel nicht beweglich, das heißt, drehbar sein. Ein bestimmter Höchstbetrag durfte nicht überboten werden. Außerdem musste einer der Mitspieler die Kugel in den Kessel werfen; auf keinem Fall der angestellte Spielleiter. Nur in dieser Spielart handelte es sich nicht mehr um ein Glücksspiel, sondern um ein Geschicklichkeitsspiel, das erlaubt war.

Harry konnte man in dieser Materie nichts vormachen. Seine Erfolge mehrten sich, wurden bei seinen Vorgesetzten bekannt. Schnell erhielt er erste Belobigungen, darunter das silberne „V“ am Uniformärmel, für Verbrechensbekämpfung. Er hob nicht ab, wie man so sagt, sondern blieb ein Kumpel. Frank mochte ihn.

Eines Tages zog Harry Frank beiseite: „Hör’ mal, du geisterst seit einiger Zeit in der Hafensstraße rum. Halt’ dich mal ’ne Zeit lang davon fern. Zivilfahnder und die von der Sitte haben dich aus irgendeinem Grund aufs Korn genommen.“

Es stand ein fühlbarer Ernst hinter diesem Tipp. Frank war sich keiner Schuld bewusst, aber ihm war klar, dass es durch missliebige Kollegen Ärger geben konnte. Vor kurzem hörte er auf einer Jubiläumsfeier an Wache 16, dass sie ihn vor ein paar Monaten längerfristig observiert hatte, weil er einen alten Mercedes 220 SE fuhr. Dabei hatte er den Wagen für nur fünftausend Mark von einem Gebrauchswagenhändler erworben. Nun, diese Observation hatte man inzwischen eingestellt. Und jetzt die Warnung von Harry!

„Wieso stehe ich wegen der faden St. Pauli-Hafensstraße unter Beobachtung“, dachte Frank, „während andere Kollegen in ihrer Freizeit auf der Reeperbahn oder dem „Kleinen Kiez“ verkehrten, ohne dass es groß auffiel.“

Frank war seit 1965 auf der Davidwache. In den ersten folgenden Jahren hatte die St. Pauli-Hafensstraße für ihn nur zwei interessante Seiten: Am westlichen Ende die Zufahrt für den St. Pauli Fischmarkt. Neben der Einfahrt befand sich im Gebäude des Fischmarktbüros ein Polizeiposten. Zur östlichen Seite hin lagen die St. Pauli-Landungsbrücken. Dort wurde

tagsüber ein Schutzmann meist stark gefordert, um Auskünfte an Touristen zu geben, aber vor allem den Straßenverkehr zu regeln. Neben dem stets voll besetzten Parkplatz musste er häufig energisch eingreifen, wenn einige der dreißig bis vierzig Busse den fließenden Verkehr blockierten. Einsatzmäßig hatten Frank und seine Kollegen im übrigen StraÙeverlauf so gut wie gar nichts zu tun. St. Paulis Leben tobte auch mehr auf dem „Kleinen Kiez“, das heißt, rund um den Hans-Albers-Platz, sowie nördlich der Reeperbahn, in den Straßen Große Freiheit, Talstraße, Hamburger Berg und Seilerstraße, wo Schutzleute und Zivilfahnder fast alle Delikte des Strafgesetzbuches hautnah bearbeiten mussten. Erst, nachdem Frank ein halbes Jahr auf der Davidwache beschäftigt war, führte ihn ein Kollege in das winzige Lokal „Tante Helene“ an der St. Pauli-Hafenstraße, unweit der Davidtreppe. Auf Streifenfahrt war es ihm nie aufgefallen. Drinnen sah es aus wie ein gemütliches Wohnzimmer der Vorkriegszeit, und bei der Inhaberin, die allein arbeitete, handelte es sich um die auf St. Pauli wohl älteste Wirtin Tante Hermine, eine herzliche alte Dame. Frank war gerührt. Sie erinnerte ihn an seine eigene Großmutter, und er nahm sich vor, dort wenigstens hin und wieder mal einen Kaffee zu trinken. Ansonsten fand er die St. Pauli-Hafenstraße stinklangweilig.

Mitte Oktober 1966: Es ist schon merkwürdig, was es im Leben für Zufälle gibt. An einem ungemütlichen Spätnachmittag, die Dämmerung hatte bereits eingesetzt, wollte Frank nach Aufnahme eines leichten Auffahrunfalls die Balduintreppe rauf zu Bernhard-Nocht-StraÙe steigen: „Mensch, Kanacker! Bist du es?“, rief er erstaunt dem Entgegenkommenden zu.

„Nicht so laut, Frank! Ja, ich bin es, der Ulli.“

„Das ist ja ’n Ding“, dacht Frank verwundert, fast acht Jahre hatten sie sich nicht mehr gesehen, nachdem Frank als Matrose in Buenos Aires von seinem Boot, der MS Burg Sparrenberg, auf dem sie beide ein Jahr lang zusammen gefahren waren, abgemustert hatte. Dieses Frachtschiff der Reederei Rudolf August Oetker pendelte an der Ostküste zwischen Süd- und Nordamerika hin und her, die so genannte „Columbus-Line“. Seinen Spitznamen hatte der Leichtmatrose Ulli von der Mannschaft erhalten, weil er als Sohn deutscher Auswanderer in Bahia Blanca/Argentinien geboren war. Für ihn bedeutete dieser Spitzname nicht mehr als andere. Er hatte sich daran gewöhnt, schon bevor Frank an Bord gekommen war. Es war kurz nach dem Zweiten Weltkrieg noch die Ära, in der einerseits die Freunde amerikanischer Musik „Satchmo“ Luis Armstrong, Ella Fitzgerald, Count Basie, Duke Ellington, Fats Dominbo, Frank Sinatra und viele andere amerikanische Musiker begeistert feierten, in der man andererseits „Negerküsse“, „Zigeunerschnitzel“, „Zigeunermusik“ oder „Zigeunerjazz (wie zum Beispiel Django Reinhard)“ noch sagen konnte. Ab 21. Jahrhundert wird man dafür als Rassist angesehen. Verpönt war den Fans amerikanischer Musiker der

abfällige Ausdruck „Negermusik“. Dagegen konnten Liebhaber amerikanischer Songs schon mal auf die Barrikaden gehen. Nun ja, die Zeiten ändern sich, oder wie Shelly sagen würde; „Des Menschen Gestern gleicht nie dem Morgen, und nichts als der Wechsel hat Bestand“.

„Entschuldige Ulli, war mir so rausgerutscht. Bin im Geiste wieder auf der Burg Sparrenberg. Aber sag’ mal, wie kommst du in diesen Wald?“

„Mann-o-Mann, Frank! Alter Seebär, du bist bei der Polizei gelandet? Das ist ja ’n Ding. Ich bin erst ein paar Monate in Hamburg. Du weist ja, mit deutschen Seeleuten in der Schifffahrt ist es schon lange vorbei. Werden doch nur noch Philippinos angemustert. Die arbeiten fast für umsonst. Fährt doch kaum noch ein Kahn unter deutscher Flagge. Hab’ mich auf St. Pauli umgesehen und im Moment viel zu tun. Ich eröffne nämlich am nächsten Wochenende ein Lokal in der St. Pauli-Hafenstraße. Das Lilli Marleen zwanzig Meter weiter wird eine richtige Nachbar, geöffnet von abends Acht bis mindestens morgens um Zwei. Du bist natürlich eingeladen. Meine Frau Arisa kommt aus Argentinien zur Einweihung.“

Klar, dass Frank am Sonnabend, nach Ende seines Spätdienstes das Lilli Marleen ansteuerte. Stolz machte Ulli ihn mit seiner Arisa bekannt, die er erst ein paar Tage vor seinem Abflug nach Hamburg geheiratet hatte. Es war eine der hübschen Frauen, wie Frank sie als Seemann von Buenos Aires in Erinnerung hatte.

„Toll hat er es gemacht. Tresen, Tische, Stühle und Wandschmuck mit südlichem Ambiente, alles sehr gemütlich“, fand Frank. Zum Quatschen mit Ulli wollte er in den nächsten Tagen noch mal vorbeikommen, denn der Laden war proppevoll. Sein Konzept schien gut zu sein. Er brachte etwas Neues.

Im ersten Jahr lief es super und brachte auch mehr als die ständigen Kosten ein, und das, obwohl sich der gehobene Standard auch bei den Getränkepreisen bemerkbar machte, allerdings nicht so teuer, wie es in den Nepplokalen üblich war. Frank besuchte seinen Ulli alle paar Wochen. Sie redeten über die „Christliche Seefahrt“, die sie damals erlebt hatten, aber auch darüber, was auf St. Pauli so los war. Das Dilemma begann schleichend etwa ein Jahr nach der Einweihung des Lilli Marleen. Arisas Eltern, vornehme ältere Leute, sowie zwei ihrer Cousins quartierten sich bei Ulli ein. Auch sie mussten erstmal vom Ertrag der Bar miternährt werden. Das ging auf die Dauer nicht gut. Der Ulli war auf Stammkundschaft angewiesen, denn Touristen bemerkten dieses tolle Lokal nicht, zumal es erst abends geöffnet hatte. Im Februar 1968 war Ende damit, weil es nicht mehr genug abwarf. Es gab keinen Nachfolger. Ulli verschwand nach der Schließung anscheinend von der Bildfläche St. Paulis. Aber schon ein Jahr danach, Anfang 1969, tauchte er wie „Kai aus der Kiste“ wieder auf; jetzt

als Besitzer des größten Sex-Kaufhauses an der Reeperbahn, sogar noch größer, als die Konkurrenz von Beate Uhse.

Die St. Pauli-Hafenstraße wurde wieder langweilig und trostlos. Die Fassaden der Wohnhäuser dort waren verwahrlost. Hierher verirrten sich kaum St. Pauli-Besucher. Die drei kleinen Kneipen vor der Antonistraße wurden kaum beachtet. Im „Nachtfalter“ waren selten Einsätze, und nur dann, wenn die Jungs vom „Kleinen Kiez“ mal wieder rüber kamen um den Wirt und die Stammgäste zu vermöbeln oder zu bedrohen. Ein Unbekannter hatte sogar mal von draußen mit scharfer Waffe ins Lokal hinein geschossen. Ein Zufall, dass keiner getroffen wurde. Es wurde kein Strafantrag gestellt. Sehr sonderbar. Nun ja, wenn es sich vermeiden ließ, wollten die Leute aus dem Milieu nichts mit der Polizei zu tun haben. Nebenan im „Bei Lollo“ war noch weniger los. Frank, gelernter Kaufmann, wunderte sich: „Wie kann man davon leben?“ Auch das „Mary Lou“ fiel kaum auf.

Außer kleineren Verkehrsdelikten war an diesem Teil der Straße polizeilich nichts relevant. Frank trank in seiner Freizeit lieber in der Diskothek „Inn Sahara“, an der Reeperbahn, sein Bier. Hier kannte er den Inhaber Iwan Ivanovic, den Geschäftsführer sowie einige Kellner. Hin und wieder besuchte er diese Diskothek mit seiner Freundin, weil dort an der Tanzfläche die laut hämmernde fetzigste und neueste Musik einen zum Tanzen mitriss. Allerdings mussten beide einmal mit den anderen Gästen aus dem Lokal flüchten, weil sich Zuhälter prügeln und, mit Flaschen und Barhockern warfen. Trotzdem, es zog sie wieder dorthin. Die Musik war einfach Spitze.

Selten besuchte Frank mit einigen Schichtkollegen die bekannteste Wirtin des „Kleinen Kiez“, Erna Thomsen, in ihrer stets überfüllten Kneipe „Zum Silbersack“, sowie des Lokal „Irmgard Kruse“. Das Inventar aus Eichenholz stammte noch aus dem 19. Jahrhundert. Hier residierte die Besitzerin Irmgard Kruse in würdevoller Haltung, und wenn es mal hart herging, mit absoluter Konsequenz. Ihr Wort hatte Gewicht.

Herbst 1979.

Die junge hübsche Annemarie hatte in der Davidwache Anzeige gegen ihren Ehemann Harald erstattet, weil er mit einem Beil in der Hand gedroht hatte, ihr den Schädel zu spalten. Sie hatte sich kürzlich von ihm getrennt. Mit dem Streifenwagen durchkämmten Frank und Kollege Axel mit ihrem Fahrgast Annemarie St. Paulis Straßen, bis sie ihn festnehmen konnten. Er trug keine Waffe und keine gefährlichen Gegenstände bei sich. Die Fahrgäste wechselten: Annemarie raus, Harald rein. Annemarie auf der Straße hochofren: „Jungs, wenn ihr Zeit habt, kommt mal bei mir vorbei. Ich hab’ das „Mary Lou“. Harald, der kräftige

nicht mehr ganz so junge Hafenarbeiter, war nur dieses einzige Mal durchgedreht und nach seiner Festnahme besonnen und friedlich. Es gab kein gerichtliches Nachspiel, zumal er auch nicht vorbestraft war. Frank allein besuchte wenige Tage danach das „Mary Lou“. Ihm gefiel die Inhaberin, aber auch ihre Kneipe, obwohl ihn die anderen Gäste anfangs misstrauisch beäugten. Das Lokal hatte seinen eigenen Kosmos; so ganz anders als die vielen Sexlokale, die Schnapstankstellen „Lehmitz“ und „Baumann“ oder die versifften Kneipen „Rattenkeller“, Elbschlosskeller“, „Zum goldenen Handschuh“ und ähnliche. Hier, in Elbnähe, verkehrten vorwiegend Hafenarbeiter und Huren vom Fischmarktstrich, die sich namentlich im Winterhalbjahr kurz mit einem heißen Kaffee aufwärmten, um dann wieder „anschaffen“ zu gehen. Gelegentlich hielten sich dort so genannte Heiermannluden (Heiermann war der Ausdruck für ein Fünfmarkstück) auf, die eigentlich wenig mit Zuhälterei zu tun hatten.

Einer von ihnen, Waldemar, schüttete Frank mal sein doch recht armseliges Leben aus: „Weißt du Frank, ich bin schon als Kind von zu Hause abgehauen. Der Alte kam immer besoffen vom Bau, schlug wegen nichts meine Mutter und wir Kinder kriegten anschließend was ane Ohr'n. Die Nachbarn sah'n wohl nicht so genau hin und hörten scheinbar nicht unser Weinen, denn der Alte hat ja immer gearbeitet. Es war doch eine ehrbare Kleinstadtfamilie in Westfalen. Ich bin dann ab nach Hamburg und beim „fahrenden Volk“ auf dem Hamburger Dom gelandet.“

Frank erfuhr, dass Waldemar beim Auf- und Abbau sowie als Hilfsarbeiter der Fahrgeschäfte für'n Butterbrot und Ei, wie man so sagt, arbeitet. Seine Elfi hatte er bei der Arbeit am „Spaßkarrussel“ kennen gelernt, die große Liebe, selbst, nachdem sie ihm gebeichtet hatte, dass sie anschaffen geht. Leider traf er nur dreimal im Jahr für einige Wochen mit seiner Elfi zusammen, weil er nach Ende des Hamburger Doms mit den Fahrgeschäften weiterziehen musste. Und wie gesagt, Waldemar lebte nicht von ihrem Liebeslohn. Sowie er wieder in Hamburg war, wartete er nach Arbeitsende im „Mary Lou“ auf seine Liebste, bis sie um zwei Uhr morgens vom Fischmarktstrich dort eintraf und ihn mit nach Hause nahm.

„Armer Junge, arme Elfi“, dachte Frank. Trotz allem fühlte er sich wohl in dem bunten Haufen der Gäste, die in ihm wohl einen verständnisvollen Zuhörer und Gesprächspartner sahen. Die Geschichten der Hafen- und Werftarbeiter vermittelten Frank eindrucksvoll ein Bild totaler Umwandlung ihrer Arbeitsplätze. Immer mehr davon, so hörte er, wurden durch die Digitalisierung sowie durch die Einführung der Frachtcontainer freigesetzt. Am meisten litten darunter die Unständigen, Arbeiter ohne Berufsabschluss, früher Tagelöhner genannt, die am Baumwoll täglich darum bangten, beim Arbeitsvermittler eventuell leer auszugehen.

Hierher kamen Leute, die täglich um ihre Existenz kämpfen mussten. Und trotzdem, fast alle dieser Leute zog es immer wieder zurück ins „Mary Lou“. Der Grund war nicht nur die ständig laufende Musik der Duke-Box. Es war wohl mehr die hübsche, lebhaft, gute Laune verbreitende Annemarie. Selten kippte die Stimmung. An kälteren Abenden bemerkte Frank manchmal, dass sich die steif gefrorene Hure Rosi fast unbemerkt ins Lokal schlich, um ihre Hände kurz an einer heißen Tasse Kaffee zu wärmen. Einmal stürmte kurz danach ihr Zuhälter Freddy hinter her: „Hab’ ich dich wieder erwischt, du faule Sau. Los, an die Arbeit! Aber schnell!“ Mit gesengtem Kopf und ohne Widerrede trottete sie zurück zu ihrem zugigen Standplatz am Fischmarkt. Ihre Tasse war noch fast voll. Freddy kam als Fremdkörper und verschwand so auch wieder. Nicht nur Frank hätte ihm gern den Arsch versohlt. Freddy hatte sich jedoch nie getraut, seine Rosi hier vor aller Augen zu verprügeln. Eines Tages fand man Rosis Leiche vor den Toren Hamburgs in einem Graben neben der Landstraße. Dieser Fall beschäftigte Frank noch längere Zeit. Das war die miese Seite des Milieus. Freddy soll schon am nächsten Tag im „Mary Lou“ rumgeprahlt haben: „Sie taugte sowieso nicht. Schaffte nicht mehr richtig Kohle an. Hab’ schon ’ne Neue laufen.“ Frank fand den Freddy hinterhältiger und gemeiner als dessen gewalttätiger, kokainsüchtiger Bruder Egon, der häufig wegen Schlägereien mit der Polizei in Berührung kam. Von Freddy hörte man nichts mehr. „Hatte er sie vielleicht doch umgebracht? Na, die Kollegen von der Mordkommission werden sein Alibi bestimmt überprüft haben“, beruhigte er sich.

Nach Harrys warnendem Hinweis verlagerte Frank diesen Ort, dienstlichen Stress abzubauen, vom „Mary Lou“, an der St. Pauli-Hafenstraße, zur „Alten Kate“, einer etwas abgelegenen Nachbarin an der Kreisstraße, in der Nähe seiner Othmarscher Wohnung. Er hatte diese Bar mal rein zufällig durch seinen Kollegen Bonnie kennen gelernt. Hier schien die Welt noch in Ordnung zu sein. Keine Freaks und vermutlich auch keine Loser. Nach und nach empfand er die kommunikativen Gäste wie eine Art von Großfamilie. Nicht zu laut, aber laut genug waren laufend Kassetten mit Pop-, Blues- und Rockmusik zu hören. Fast alle Gäste hatten dort wohl wie Frank das Gefühl, zusammen zu gehören. Frauen wurden nicht dumm angequatscht, fremde Miesmacher sofort rausgeekelt. Der gemütliche Wirt Jürgen Lund rundete das Wohlgefühl der Leute ab, redete mit fast jedem ein paar Worte, servierte den Gästen kleine Snacks, zum Beispiel gebackenen Camembert, oder briet ihnen zarte Rinderfilets. Frank war dank der Seefahrt in der Welt weit herumgekommen, aber so ein tolles Lokal? Das, so fand er, war doch wohl einmalig.

Bereits ein halbes Jahr später eröffnete der ehemalige Portier von Rene Durants Sextheater „Salambo“, in der Großen Freiheit, an Stelle des „Nachtfalters“ das noble Sex-Lokal

„Amphore“ Albert Löh hatte sich das „know how“ des Salambos angeeignet und nur einige Veränderungen bei den Shows vornehmen müssen, weil die Bühne räumlich weitaus kleiner ausfiel. Rene Durant fungierte immer noch in seinem „Erotik-Theater“, wie er selbst seinen Laden nannte, als fanatischer Regisseur, der seinen Hardcore-Schauspielern zum Teil einzelne Positionen vordemonstrierte. Seine Sexshows bestanden in der Regel aus umgewandelten deutschen Märchen, in denen es richtig zur Sache ging, was den harten Sex anbelangte. Seine männlichen Darsteller, auch Bumser genannt, verdienten die meiste Gage, weil sie außergewöhnlich viel „leisten“ mussten. Rene bestimmte außerdem den musikalischen Background sowie das ganze System der farbigen Theaterbeleuchtung. Jedem Kollegen der Davidwache war klar, dass Durand betuchte Gäste nach seinen Aufführungen mit einem PKW-Shuttle zu seinem hierfür angeschafften Wohnblock im Schanzenviertel kutschieren ließ, wo sie mit mehreren seiner Hauptdarsteller vermutlich kein Halma spielten, denn es mehrten sich die Anzeigen gegen ihn wegen „Förderung der Prostitution“.

Auch Albert Löh hatte für dies Metier viel Fantasie, war zugleich aber auch ein eiskalter Geschäftsmann. Was sich für sein Geschäft als praktischer erwies, war der Umstand, dass er für seine interessierten Gäste die Wohnungen über seiner Bar besaß. Seine Sexshows kamen gut an und brachten ihm viel Geld in seine Privatschatulle; soviel Geld, dass er zwei Jahre später das Ganze gewinnbringend verkaufen konnte, in der Simon-von-Utrecht-Straße von dem Erlös einen großen Gebäudekomplex erwarb und darin das Hotel „Sylt in Hamburg“ eröffnete. Hörte sich nach Wellness und Swimmingpool an. Aber mit dem Namen Albert Löh verband man, dass viel Sex mit im Spiel sein würde. Das Haus war total abgeschottet. Nie drang etwas nach draußen.

Mit der Eröffnung des „Amphore“ an der St. Pauli-Hafenstraße kam der Zeitpunkt des Leerstands der Kneipen „Bei Lollo“ und „Mary Lou“. Sie waren jetzt Geschichte.

Frank ließ sich nach Harrys Festnahme seine eigenen Dienstjahre durch den Kopf gehen. Befreundet war er nicht mit ihm. Sie wohnten in Hamburg auch zu weit auseinander. Trotzdem konnte er für ihn beinahe seine Hand ins Feuer legen. Jedoch vergaß er nicht Harrys freundschaftlichen Tipp. Seine Kollegen konnten sich immer noch nicht vorstellen, dass ihr smarter Kumpel, ein Journalist verglich ihn sogar mit dem Jerry Cotton-Darsteller Georges Nader, straffällig geworden sei. Wenige Tage danach lasen sie in der Presse, dass er nun in Untersuchungshaft sei. Das war für Frank der Hammer. „Das gibt es doch nicht!“, dachte er. Sämtliche Hamburger Zeitungen berichteten, dass gegen Harry bereits zwei Jahre zuvor erfolglos ermittelt worden war. Nach Hinweisen einiger Kasinobesitzer schlug die Kripo nun erneut zu, nachdem er seinen Mercedes 220 SE gegen einen Baum gefahren hatte und zu Fuß

Unfallflucht beging. In seinem Wagen fanden die Polizisten vierzigtausend Mark, Schmuck, eine Münzsammlung sowie eine gestohlen gemeldete Dienstwaffe. Sie war einem Kripobeamten der Davidwache aus der Schublade seines Schreibtisches geklaut worden. „Sehr leichtsinniger Umgang mit einer Schusswaffe“, dachte Frank. Er wusste, dass sich zwei Jahre zuvor fast an gleicher Stelle ein Kripobeamter mit seiner Pistole erschossen hatte. Ein Unfall! Die auf dem Schrank abgelegte durchgeladene Waffe war zu Boden gefallen. Ein Schuss traf ihn tödlich. Harry sagte aus, dass er einige Kasinobesitzer vor Razzien gewarnt und dafür abkassiert hatte. Dann wollte er schnell wieder aus der Sache raus, stand aber unter Druck des Erpressers Henning F., der etwa zehn Jahre vorher im Prozess gegen den Chefermittler des Einbruchdezernats, Mike Behrens, ebenfalls eine zwielfichtige Rolle gespielt hatte. Für Harry war es also zu spät zum Aussteigen. Insgesamt sprach man von einer Bestechungssumme von hunderttausend Mark. Harry bezichtigte bei seiner Vernehmung einen weiteren Kollegen der Mittäterschaft. Das konnte nicht bewiesen werden. Fast zeitgleich wurde sein Zivilfahnderkollege festgenommen. Der fiel aus allen Wolken und wusste nicht, wie ihm geschah, als die Kripobeamten in eine Art Siegergeheul ausbrachen, als sie in seinen Taschen achttausend Mark in bar vorfanden. Er konnte aber nachweisen, dass er sein Ersparnis eine halbe Stunde zuvor von der Sparkasse abgeholt hatte, um damit Möbel einzukaufen.

Obwohl er die Anklage des Staatsanwalts bestätigte, verurteilte ihn das Gericht zu einer Freiheitsstrafe in Höhe von dreieinhalb Jahren Knast. Nach seiner Entlassung eröffnete er einen Tabakwarenladen, ging aber in Konkurs. Danach sah man ihn auf Wochenmärkten, wo er Waren aller Art verkaufte. Der radikale Abstieg nach seinem „Traumberuf“, wie es seine Mutter vor der Presse ausdrückte, musste diesen intelligenten Menschen total aus dem Gleichgewicht gebracht haben, so dass er häufig Zuflucht in den Alkohol suchte.

1992

Auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums fand man Harry tot in seinem PKW. Fast alle Kollegen der Davidwache waren von der Nachricht erschüttert. Klar, der Versuchung des Milieus zu erliegen, war sein großer Fehler. Welch ein tragischer Fall.

„Tod aus innerer Ursache“. Das war die magere Feststellung der untersuchenden Ärzte. Harry soll in letzter Zeit tatsächlich zu viel getrunken haben, war die Begründung. Frank hatte da so seine Zweifel. Er dachte hierbei an den angeblichen Freitod des Zuhälters Michel Luchting, ein Mitglied des GMBH-Clubs, benannt nach den Vornamen der vier Betreiber dieser Absteige. Der „schöne Mischa“ flüchtete für längere Zeit vor der Justiz nach Gran

Canaria, stellte sich dann aber den Hamburger Behörden. Die anderen drei Mitglieder hatten während seiner Abwesenheit Mischas Anteil am Gewinn des GMBH-Clubs unter sich aufgeteilt, selbst seine „Hühner“, d.h. Huren. Weil er schlagartig mittellos war, soll er sich aus Verzweiflung erhängt haben. Kein Insider auf dem Kiez glaubte das. Das war kein plausibler Grund für einen Luden. Für den schönen Mischa organisierte der Rest des GMBH-Clubs eine Aufsehen erregende Beerdigung, mit Autokorso aus dunklen teuren Limousinen, die Herren des Clubs mit modischen Sonnenbrillen und schwarzen Anzügen. Ein Anblick wie bei einem Mafiosofilm des Regisseurs Francis Ford Coppola.

Im Todesfall Harry H. brachte eine Hamburger Zeitung die Schlagzeile: „Harry H. (42), wusste alles über den Kiez. Musste er deshalb sterben?“

Fast alle Kollegen der Davidwache waren erschüttert über seinen Tod. Für Frank war klar, er würde Harry nicht vergessen. Der hatte zwar damals einen schweren Fehler begangen, weil die Versuchung für ihn zu groß gewesen war, aber es blieb eine tragische Geschichte.